

# **Badische Landesbibliothek Karlsruhe**

**Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe**

## **Schwarzwälder Bote. 1845-1858 (1858) Unterhaltungsblatt**

1 (1.1.1858)

# Unterhaltungsblatt

des Schwarzwälder Boten.

N<sup>o</sup> 1.

Oberndorf, Freitag den 1. Januar

1858.

## zum Jahreswechsel.

Auf raschen Schwingen flieh'n die Jahre,  
Die Tage sind verwehte Spreu;  
Wer fesselt wohl das Wandelbare?  
Was bleibt im Wechsel uns getreu?  
Nichts hat Bestand; wir selbst auch wandern  
In stetem Schwanken auf und ab,  
Und eine Hoffnung nach der andern  
Nimmt Jahr um Jahr mit sich hinab.

In schweren Mühen und Gedanken  
Verstrickt sich bald der beste Muth;  
In uns'rem Daseyns kargen Schranken  
Verküßt sich leicht die reinste Gluth;  
Ist unser Loos doch nur Entsagen,  
So daß gar Mancher wohl zulezt

Selbst das Gebilde schon zer schlagen,  
An das ein Leben er gesetzt.

Doch ist der Geist nur wach und heiter,  
Blieb nur das Herz gesund und gut,  
Dann eifern Krast und Wille weiter,  
Dann wächst auf Trümmern selbst der Muth,  
Ein klares Gott- und Weltvertrauen  
Füllt dann die Brust belebend aus,  
Daß wir zurück in Frieden schauen  
Und stets in Freudigkeit voraus.

Dann steigert der Entschluß die Kräfte,  
Und selbst das Schwerste wird ein Spiel;  
Dann winkt im Drängen der Geschäfte

Dem höh'ren Sinn ein höh'res Ziel;  
Dann heben mahrende Gewalten  
Den Geist hinan, er schaut und lauscht,  
Um auf die Dauer festzuhalten,  
Was hier im Leben schnell verrauscht.

Des Wirkens Lust, der Trieb zum Bilden  
Greift zum Unendlichen empor,  
Es schwebt auf seligen Gefilden  
Der Kunst, uns die Vollendung vor,  
Und aus des Wesens tiefen Quellen  
Steigt ein Gebilde wahr und rein,  
Das wir in's bunte Leben stellen,  
Ein Bürge seiner Zeit zu seyn. 5.

## Die Goldmünze.

Novelle von Elie Berthet.

### I. Die antiquarische Gesellschaft.

Die Liebhaberei für Alterthümer ist in Frankreich noch keineswegs alt. Erst während der Restauration fing eine bedeutende Anzahl Gelehrter und emsiger Männer an, unsere nationalen Denkmale zu studiren, und als treue Verehrer der Vergangenheit die Ueberbleibsel mittelalterlicher Kunst zu sammeln. Eine Schaar von Geschichtschreibern, Literatoren und Künstlern erweckte in Frankreich den Sinn für diese so lange verachteten Wunder. Die Stimmung schlug plötzlich um, überall entstanden Privatsammlungen für besondere Zweige der Alterthumswissenschaft, die Liebhaber von Alterthümern schossen wie Pilze aus dem Boden.

Limoges gehörte zu denjenigen Provinzialstädten, in welchen diese Leidenschaft am frühesten sich kundgab, und in der That bargen damals wenige Orte in Frankreich so viele geschichtliche Reichthümer in sich.

Limoges ist eine altgallische Stadt und daher ist sein Boden mit Opfersteinen, Altären, Hunnengräbern und allerlei andern Denkmälern druidischer Zeiten übersät. Es war zur Zeit der Römer die Hauptstadt von Aquitanien, und daher wimmelte es dort von Münzen der cis- und transalpinischen Reiche. Im Mittelalter bestanden in Limoges zahlreiche Kloster, aus deren Bibliotheken Manuscripte, Bücher und kostbare Pergamente verstreut wurden.

Aber zu der Zeit, in welcher unsere Geschichte spielt, das heißt in den ersten Jahren der Restauration, fing man kaum an, den wahren Werth solcher Merkwürdigkeiten zu erkennen, und die Speculation, welche später den ganzen Landstrich ausbeutete, bestritt damals den wirklichen Liebhabern deren Besitz noch nicht. Die Letzteren kauften, eben weil jede Concurrenz fehlte, zu den niedrigsten Preisen Kostbarkeiten zusammen, deren frühere Besitzer meistens ungebildete Leute, nicht im Stande waren, den künstlerischen und geschichtlichen Werth solcher Dinge zu beurtheilen. Der Erzähler dieser Geschichte erinnert sich, als Knabe ein herrliches Horenbuch, ein Manuscript auf Pergament mit den wunderbarsten Malereien und Miniaturen geziert, gegen eine ausgestopfte Amsel vertauscht zu haben. Das Manuscript war beinahe unschätzbar, die Amsel mochte einen Frank werth seyn!

Limoges war damals das wahre Eldorado der Antiquare, und eine kleine Schaar von Dilettanten beejerte sich, seine ver-

borgenen Alterthümer ans Licht zu ziehen. Unter allen Sammlern aber hatten nur zwei es zu einer gewissen Bedeutung gebracht, und Museen zusammengestellt, welche Beachtung verdienten.

Der Eine war früher Eisenhändler gewesen, hatte sich mit mäßigem Vermögen vom Geschäfte zurückgezogen, und bewohnte ein niedliches Haus in einer äußeren Vorstadt von Limoges, am Ufer der Vienne. Er nannte sich Michel Fournier, wurde aber im gemeinen Leben fast nur „Vater Fournier“ genannt. Er war seit langem Wittwer und seine ganze Familie bestand aus einer hübschen, geistvollen, wohlgezogenen Tochter von zweiundzwanzig Jahren, welche ihm die Wirthschaft führte.

Vater Fournier hatte, wie sich denken läßt, keineswegs eine genügende Bildung empfangen, um jemals ein Kenner ersten Ranges zu werden, denn zwei Drittheile seines Lebens waren ihm in dem Gewölbe mit altem Eisenwerk hingeschwunden, welches ihm sein Vater vererbt hatte.

Indessen hatte Vater Fournier durch die Praxis sich eine Art localer Bildung angeeignet, welche auch ihren besonderen Werth hatte. Niemand wußte besser Bescheid in den alten Sagen und Ueberlieferungen, in den Sitten und Gebräuchen der ehemaligen Bewohner von Limousin; Niemand war geschickter im Entziffern einer in der alten Mundart des Landes verfaßten Schrift; Niemand überhaupt verstand es besser, seine Sammlung fortwährend durch interessante Erwerbungen zu bereichern. Reisende Gelehrte, welche Limoges bereisten, versäumten daher auch nie dem Vater Fournier einen Besuch abzustatten, und geriethen gewöhnlich eben so sehr in Erstaunen über seine Schätze als über seine ausgebreiteten Specialkenntnisse. Durch die Verührung mit wissenschaftlichen Notabilitäten hatte unser Antiquar einen gewissen künstlerischen und literarischen Firniß erhalten, welcher seine frühere Beschäftigung einigermaßen vergessen machen konnte.

Er hatte sogar in der Zeitung des Departements interessante Abhandlungen über verschiedene archäologische Fragen abdrucken lassen. Nun erfuhr man freilich durch den Redacteur des Blattes, daß stets das ganze Manuscript von der Hand des Fräulein Rosa Fournier, seiner Tochter, gewesen war, welche allerdings in hohem Grade die Befähigung besaß, ihren Vater in derartigen Arbeiten zu unterstützen. Aber der brave Mann erklärte diese Thatsache dadurch, daß seine Schrift sehr unleserlich sei — und das war wirklich der Fall — und entschuldigte sich in dieser Beziehung durch Hinweisung auf das Beispiel Napo-

leons, dessen gesammte eigenhändigen Briefe durch einen Secretär erst übersezt werden mußten. Uebrigens hatten ihm diese Arbeiten zum Aerger aller Böswilligen die Mitgliedschaft der Gesellschaft der schönen Künste, welche in Limoges ihren Siz hatte, eingetragen, und man erwartete jeden Tag, ihn auch zum correspondirenden Mitgliede der antiquarischen Gesellschaft in Paris ernannt zu sehen.

Der Nebenbuhler Vater Journiers zu Limoges war ein alter Edelmann, reich und von seiner Bildung, ein Herr von Chastagnac. Er hatte schöne Besitzungen im Departement, war jedoch vor etwa fünfzehn Jahren nach der Stadt übergesiedelt, um die Ausbildung seines einzigen Sohnes zu überwachen. Und als diese Ausbildung als vollendet angesehen wurde, war Herr von Chastagnac inzwischen Sammler geworden, besaß ein Cabinet von Alterthümern; an dessen Completirung er unablässig arbeitete, und dachte nicht daran, aus Land zurückzukehren. Vater und Sohn hatten auf dem Boulevard, im aristokratischen Stadtviertel, ein schönes, von Quadern erbautes Haus inne, welches für eines der bedeutendsten Bauwerke im ganzen Umkreise galt.

Dort verbrachte Herr v. Chastagnac, welcher im Gegensatz zum Vater Journier mehr theoretische Bildung als practische Erfahrungen besaß, seine Tage und oft auch einen Theil der Nächte damit, daß er in Folianten und Pergamenten umherwühlte, prüfte und verglich; diese Arbeiten nahmen ihn derart in Anspruch, daß er sich weniger um seinen Sohn bekümmerte, der während dessen ein recht vergnügtes Leben führte, und, wie man heutzutage sagen würde, der erklärte Löwe von Limoges war. Eigentlich sollte zwar Victor v. Chastagnac täglich einige Stunden bei einem Notar zubringen, um sich in die Praxis der Rechtswissenschaft einzuarbeiten, aber die Acten und Concepte schienen wenig Reiz für ihn zu haben. Dagegen war man sicher, ihn entweder in irgend einem Salon der gesammten Damenwelt den Hof machen zu sehen, oder ihn in einem renommirten Kaffeehause beim Spiel oder Geplauder zu finden.

Vater Journier und Herr v. Chastagnac machten sich also den Besitz künstlerischer Merkwürdigkeiten und geschichtlicher Alterthümer mit wechselndem Erfolge streitig. Journier war ein Landesthümel, voll seiner Witterung und Geschick, wenig schein in der Wahl seiner Mittel, stand mit allen seinen Landsleuten auf vertraulichem Fuße, und hatte durch alles dies einen bedeutenden Vortheil vor seinem reicheren Nebenbuhler voraus. Wenn er in seinem langen grauen Oberrock und dem alten Kasorbut durch die Straßen wanderte, die eine Hand auf dem Rücken, die andere auf einen Stock mit elfenbeinernem Knopfe gestützt, so grüßte ihn alle Welt mit vertraulichem Lächeln, oder man hielt ihn auch ohne Umstände an.

Er war in jeder Wohnung bekannt, er sprach die Sprache aller ihn Begegnenden. Hatte er in Erfahrung gebracht, daß ein Haus einen werthvollen Gegenstand verberge, dessen Besitzer aus irgend einem Grunde abgeneigt sei, denselben zu verlaufen oder zu vertauschen, so wurde er nicht müde, das Haus zu umkreisen, um eine günstige Gelegenheit zu erspähen. Hatte sich diese Gelegenheit gefunden, so begegnete er ganz zufällig dem Widerspänstigen auf der Straße, belämpfte lächelnd dessen Scrupel, zog seine Argumente aus den Verhältnissen, der Anschauungsweise, der persönlichen Gewohnheiten seines Opfers, schmeichelte und spottete, je nachdem es ihm dienlich schien, und endigte fast immer damit, daß er in der That zu Ende kam, noch ehe Herr v. Chastagnac von der Existenz jenes Schazes überhaupt eine Ahnung hatte.

Denn der vornehme Alterthümer war weit entfernt wie sein Concurrent der Gelegenheit nachzugehen, sondern erwartete dieselbe in majestätischer Ruhe in seiner Wohnung, und erwartete sie natürlicherweise häufig vergebens. Wenn einmal zufällig ein

Handwerker oder Kleinbürger Lust bekam, einen recht vortheilhaften Handel abzuschließen und einen geschliffenen Stein, eine alte Münze dem Herrn v. Chastagnac anzubieten, so mußte er sich einem Ceremoniel unterwerfen, welches ihn seiner Unbefangtheit beraubte.

Der arme Verkäufer ließ sich durch den Luxus blenden, durch das förmliche Wesen verwirren, und wünschte längst wieder draußen zu sehn; um sich zu entschädigen, forderte er dann gewöhnlich den zwanzig- oder dreißigsfachen Werth für seinen Schaz. Herr v. Chastagnac nahm selbstverständlich derartige Bedingungen nicht an, und der Verkäufer lief davon, um denselben Gegenstand dem Vater Journier für die Hälfte des wahren Werthes zu überlassen.

Die beiden Alterthümer begegneten sich natürlich häufig, und dem Anscheine nach bestand ein gewisses vertrauliches Verhältniß zwischen ihnen. Beide waren Mitglieder der „Gesellschaft der schönen Künste“ und keiner versäumte je eine Wochenstzung derselben. So oft ein Neugieriger das Cabinet des Einen besichtigte, benützte Letzterer die Gelegenheit, um ihn zu seinem Collegen zu begleiten. Mitunter tauschten sie auch zu wechselseitiger Zufriedenheit und schienen sich sogar bei Gelegenheit gegenseitig zu unterstützen. Diese Beziehungen gingen so weit, daß scharfsichtige Leute schon die Vereinigung beider Sammlungen durch eine Heirath zwischen Victor v. Chastagnac und Rose Journier kommen sahen. Man hatte in der That bemerkt, daß Victor auffallend oft in der Nähe jenes kleinen Hauses in der Vorstadt sich sehen lasse. Man wußte, daß er nie verfehlte, die Bälle beim Präfecten oder Generaleinnehmer zu besuchen, wenn er gewiß war, Fräulein Rose dort anzutreffen; es stand notorisch fest, daß er ihr bei solchen Gelegenheiten nicht von der Seite ging, und alle Walzer und Contretänze des schönen jungen Mädchens für sich in Beschlag nahm. Eines weiteren bedurfte es also nicht, um eine Verheirathung Beider nicht nur als wahrscheinlich, sondern als bestimmt und in naher Aussicht erscheinen zu lassen.

Aber im Gegensatz zu all solchen Gerüchten müssen wir leider erklären, daß die beiden Alterthümer sich im Grunde ihres Herzens durchaus nicht hold waren, wir möchten sogar behaupten, sie konnten einander nicht ausstehen. Unter den ruhigen kalten Formen ihres Umganges verbarg sich ein Groll, welcher früher oder später einmal zum Ausbruch kommen mußte. Der alte Edelmann beobachtete nicht ohne geheime Erbitterung die kleinliche Thätigkeit seines Rivalen, und sein patrijischer Stolz empörte sich gegen die Concurrnz mit einem habgierigen, ungebildeten Kleinbürger. Wenn in einer antiquarischen Versammlung der arme Journier sich zufällig einen Schnizer zu Schulden kommen ließ, welcher seine mangelhafte Schulbildung offenbarte, so beeilte sich Herr von Chastagnac, ihn mit hinterlistiger Höflichkeit zu corrigiren, und seinen „Bruder in der Leidenschaft“ mit Sarkasmen zu überschütten, welche durchaus in den Grenzen der feinen Form sich bewegten, in der That aber die heftigsten Beleidigungen enthielten. Vater Journier verstand nicht immer den Sinn solcher Scherze, aber er errieth die Absicht und suchte sich seinerseits auf jede mögliche Art zu rächen. In Wortkämpfe konnte er sich mit Herrn v. Chastagnac nicht einlassen, dafür verdoppelte er seine Schlaubeit, um ihn durch Wunder zu überraschen, welche den höchsten Reiz seines Widersachers erregen mußten.

(Fortsetzung folgt.)

**Stenographische Anstalt.**

Der gute Speculant wird bald zu Grunde gehen; Mir scheint auch seine Kunst fürwahr nicht von Gehalt: Er lehrt uns Dinge schreiben, die And're nicht verstehen, Und diese Kunst ist doch in Deutschland etwas alt.

5  
Der König von Delhi.

Nach der Einnahme der vormaligen Großmogulstadt Delhi in Indien durch die Engländer, war der König von Delhi mit einigen seiner Söhne und Entel geflohen, wurde jedoch von den Engländern gefangen genommen. Aus Rücksicht für sein hohes Alter, er ist 92 Jahre alt, wurde ihm das Leben geschenkt. Hierauf nach Delhi zurückgebracht, wird er in seinem eigenen Schlosse nebst einigen seiner Weiber und Rebsweiber gefangen gehalten. Die Schildwachen haben den Befehl, ihn niederzuschießen, falls er einen Fluchtversuch machen sollte. Er soll bei seiner Verhaftung ausgerufen haben: „Ich bin kein König und kein Muselman mehr, ich werde jetzt Schweinefleisch essen!“ Womit wohl gemeint war, er werde auf die tiefste Erniedrigung gefaßt seyn. Er wird den kurzen Rest seiner Jahre in einem Gefängnisse zubringen müssen. Zwei seiner Söhne und ein seiner Entel wurden sogleich nach ihrer Verhaftung erschossen und in Delhi ausgestellt. Am 20. November wurden 24 weitere Mitglieder der königlichen Familie hingerichtet.

Die vielen übrigen indischen Fürsten, welche an dem Aufstande gegen die Engländer Theil genommen, werden, sofern sie in die Hände der Engländer fallen, nicht gnädiger behandelt werden, sondern am nächsten besten Galgen zappeln müssen.



Gesundheitslehre.

(Fortsetzung.)

17tes Kapitel.

Die Wassersucht.

(Von Prof. Vod in Leipzig.)

Niemals ist „Wassersucht“ eine Krankheit, am allerwenigsten eine Krankheit, die vom vielen Wassertrinken herrührt, stets ist sie nur eine Krankheitserscheinung, die noch dazu eine Menge der verschiedenartigsten, ebenso gefährlichen wie ungefährlichen Krankheiten ganz verschiedener Organe, wie: des Herzens, der Lunge, der Leber, der Nieren, des Blutes u. s. w. begleiten kann. Deshalb darf man, besonders aber der Arzt, auch nicht sagen: „jener Patient leidet an der Wassersucht“, sondern „er ist wassersüchtig in Folge dieser oder jener Krankheit“. — Freilich ist es sehr bequem für einen Heilkünstler, wenn er nicht weiß, was eigentlich ein Wassersüchtiger für ein Leiden hat, die Wassersucht selbst als das Leiden zu bezeichnen. Dazu braucht man aber wahrlich keinen medicinischen Verstand, wohl aber zur Begründung der Ursache dieser Krankheitserscheinung.

Wassersucht wird von den Ärzten die krankhafte Ansammlung einer wässrigen Flüssigkeit ebensowohl in dem Gewebe der Organe (Oedem), wie in den Höhlen unseres Körpers (freie Wassersucht) genannt. Es stammt diese wasserhelle wässrige Flüssigkeit, die übrigens manchmal in ganz enormer Menge (bis zu fünfzig Pfund) vorhanden seyn und den ganzen Körper aufschwellen kann, stets aus dem Blute und zwar aus den feineren Blutgefäßen, tritt bald schnell, bald langsam aus diesen aus, und besteht allerdings zum allergröß-

ten Theile aus Wasser, enthält aber in Auflösung stets auch noch einige Antheile von anderen Bestandtheilen des Blutes (wie Salze, Eiweiß, Fett u.). Sie bleibt entweder für immer unverändert, zumal wenn die Ursache der Wassersucht ein unheilbares Leiden eines der edleren Organe ist, oder sie wird ganz oder theilweise ausgesogen und wieder in das Blut zurückgeschafft, oder es bilden sich bei ihrem längeren Verweilen allmählich Fettkügelchen und Krystalle in derselben.

Daß eine bedeutendere Wasseransammlung im Körper an Stellen, wo sie nicht hingehört, Beschwerden und Störungen veranlassen wird, ist wohl natürlich. Die meisten Wassersuchten geben sich durch eine schon äußerlich am Körper wahrnehmbare Aufschwellung zu erkennen, die beim Beklopfen einen leeren (d. h. luftleeren, dumpfen) Ton hören und bisweilen, wenn die Spannung nicht zu stark ist, ein Schwappen (Fluctuation) fühlen läßt. Da wo in der Nähe des Wassers beweglich angeheftete Organe befindlich sind, werden diese durch das Wasser von ihrer Stelle verschoben, während unverschiebbare weiche Theile vom Wasser zusammengedrückt werden. So entstehen denn durch die Spannung, den Druck und die Verschiebungen, welche das Wasser veranlaßt, die mannigfachen Störungen in der Ernährung, Empfindung und Thätigkeit verschiedener Organe.

Wenn also Wassersucht ein Symptom von vielen, sehr verschiedenartigen Entartungen ganz verschiedener Theile unseres Körpers ist, so versteht es sich wohl von selbst, daß über den Verlauf, den Ausgang und die Behandlung der Wassersucht im Allgemeinen gar nicht gesprochen werden kann und darf, sondern daß jeder einzelne Fall von Wassersucht seine besondere Beurtheilung verlangt. Es

verhält sich die Sache nicht bloß dann, wenn der größere Theil (die untere Hälfte) des Körpers wasserfüchtig geschwollen ist, sondern auch in allen Fällen, wo sich Wasser nur an einer kleinern Stelle, in einer einzelnen Höhle, angesammelt hat. Es ist deßhalb ein Zeichen von Unwissenschaftlichkeit sonder Gleichen, wenn in homöopathischen Heilmittellehren Mittel gegen Brust-, Bauch-, Herzbeutel-, Kopf-, Haut- und andere Wasserfüchten angegeben werden.

Schließlich sei noch erklärt, daß es eine Brust- und Herzbeutelwasserfücht, die viele Laien, ja sogar auch manche Aerzte, Personen andichten, die an starken Athmungsbeschwerden (Asthma) leiden, gar nicht gibt. Allerdings kann sich auch widernatürlich viel Wasser in den Brustfellen und im Herzbeutel ansammeln, allein dies ist in der Regel nur dann der Fall, wenn die Theile unterhalb der Brust, also der Bauch und die Beine, schon statt wasserfüchtig angeschwollen sind, so daß also obige Wasserfüchten nur der allgemeinen Wasserfücht angehören und nicht für sich bestehen.

(Fortsetzung folgt.)

### Die Verwechslung der Neujahrswünsche.

Willibald Holm hatte so eben die Hochschule verlassen, nachdem er dort in einem leidlichen Examen Probe abgelegt hatte, daß er Kranke zu heilen verstehe, wenn anders der Tod nicht auf seiner Meinung beharre. Angefüllt das Haupt mit Plänen aller Art, wanderte er nach der Stadt, wo er sich niederzulassen gedachte, um unter der Gönnerschaft eines steinreichen Onkels und in der Nähe eines lebenswürdigen Mädchens, mit dem er seit einiger Zeit verlobt war, so viel Patienten dem Tode zu entreißen, als nur immer ihr Zutrauen ihm schenken würden. Willibald beeilte sich, sogleich nach der Ankunft seine Geliebte zu besuchen, um sie von seinen Plänen und Hoffnungen, so wie von ihrem künftigen Hauswesen zu unterhalten. Des andern Tages aber stellte er sich dem Oheim vor, um ihn mit dem Erfolge seines Examins und mit dem Entschlusse, als praktischer Arzt künftig in seiner Nähe zu leben, bekannt zu machen. Nebenbei erfüllte eine Hoffnung den Hintergrund seines Gemüths, die Hoffnung nämlich, daß der steinreiche Onkel wohl zu Anfang ein kleines Capitalchen vorschicken werde. Dieser war allerdings sehr zufrieden mit den Fortschritten des Neffen und empfahl ihm große Sorgfalt für seine Kranken an, wenn er deren bekommen werde, war auch sonst mit allerlei Lebensregeln freigebig, allein das goldene Wörtlein Geld kam nicht über seine Lippen. Willibald mußte sich entfernen, ohne von dem Onkel einen erwarteten Geldvorschuß erhalten zu haben. Betrübte klagte Willibald die Vereitelung dieser Hoffnung seiner Mathilde und äußerte die Vermuthung, daß wohl wenig von dem gekizgen Oheim zu erwarten seyn werde. Mathilde aber tröstete und ermahnte ihn, fleißig zu seyn, damit man am Ende der Hälfte des Onkels gar nicht bedürfe. Willibald versprach, diesen Rath zu befolgen, allein — er bekam nichts zu thun! Entweder war die Luft außerordentlich gesund, oder hatten die Leute eine ungewöhnlich feste Gesundheit, oder schenkten sie ihr Zutrauen Willibalds älteren Kollegen; entweder einer dieser Gründe oder alle zusammen mußten es seyn, welche die Patientenleere in Willibalds Zimmer und bei dem jungen Arzte die Krankheit erzeugte, die man gewöhnlich Krankenmangel nennt. So wurde die Aussicht, bald in den heiligen Ehestand einzutreten, immer weiter hinausgerückt und Willibald mußte sich endlich zu einem verzweifelten Mittel entschließen.

Er bescheidete sich mit seinem Staatsgewande, legte eine sehr einschmeichelnde Miene an, stimmte seine Stimme um einige Töne herunter, trat zierlich und leise auf und kam so ausgerüstet an der Thür des Oheims an. Sehr freundlich wurde er empfangen. „Guten Morgen, lieber Nefse! Freut mich Dein Wohlseyn; ich bin aber auch gottlob immer gesund und wohl auf. Du nimmst es doch nicht äbel?“ sprach jener, also lachend über seinen eigenen Witz, daß er sich den Bauch halten mußte. — „Ganz im Gegentheil, theurer Oheim,“ erwiederte Willibald, „ich bin außerordentlich erfreut, Sie wohl anzutreffen, auch nicht in der Hoffnung gekommen, meine Kunst bei Ihnen anzuwenden zu können, sondern habe nur eine kleine Bitte an Sie zu richten, theurer Oheim.“

Das Wort „Bitte“ war der Sturmwind, welcher bereits einige Wölkchen auf dem freundlichen Antlitze des Onkels zusammenwehte; denn wenn ein junger Nefse seinem Onkel einen Besuch macht und nur eine kleine Bitte anbringen will, so ist es gewiß Geld, um das es sich handelt; so mochte wenigstens Willibalds Oheim denken.

„Und was hast Du denn auf dem Herzen, lieber Nefse? Sprich Deinen Wunsch nur aus,“ sprach der Oheim.

Da sagte Willibald Ruth und fing mit beredter Zunge an zu sprechen und eine Reuefertigkeit zu entwickeln, die wahrhaft bewundernswürth war. Er ging von seinem verstorbenen Vater aus, der ja stets ein lieber Bruder zum Oheim gewesen, sprang dann auf sich selbst über und setzte auseinander, wie auch er, der Nefse Willibald

Holm, Doctor der Medicin und der höheren Chirurgie, stets des Oheims Wohlwollen sich zu erfreuen gehabt habe, und wie er deßhalb im Vertrauen auf des Oheims gütige Gefinnungen die Bitte wage, noch bei seinen Lebzeiten ihm so viel von seinem Vermögen zu übermachen, daß er damit einen eigenen Herd gründen könne; er wage diese Bitte, da er nach des Oheims Tode ihn ja doch beerben werde. —

Mit gespannter Erwartung beobachtete Willibald die Wirkung seiner Vorstellung. Aber der Sturmwind hatte sich zum Orkan erhoben und auf des Onkels Gesicht schwere Wetterwolken aufzathürmt, die nichts Gutes erwarten ließen. Endlich entlud sich das Gewitter. „Ich bin äußerst erfreut, theurer Nefse,“ erwiederte der Oheim, „über Dein außerordentliches Vertrauen. Das Du auf meine Mithätigkeit sehest; ich bebaue nur, daß Du auf der Univerſität nicht besser Logik studirt hast, denn Du gehst von dem Vorderſatz aus, daß Du einmal mein Universalerbe werdest, und bauest darauf den Schluß, daß ich Dir jetzt schon eine Abschlagszahlung machen soll. Du solltest jedoch wissen, daß, wenn der Vorderſatz nicht gewiß ist, der Schluß auch unrichtig seyn muß. Zudem muß ich Dein Zartgefühl bewundern, mit welchem Du meines baldigen Ablebens gedenkst. Wie viel Tage oder Monate hat denn der liebevolle Nefse seinem alten Onkel noch erlaubt, wie lange darf er noch leben? Nein, mein lieber Nefse, wir wollen aufrichtig gegen einander seyn, bleibe Du künftig für Dich und laß mich ungeschoren mit Deinen Bitten. Dein Vater war mir ein lieber, werther Bruder, aber ich habe niemals von ihm gehört, daß er mein Lebensziel mir vorgestekt oder von meinem Tode gesprochen hätte.“

Mit diesen Worten verlieh der Oheim das Zimmer, ließ den Verbuzten zurück, um ihm Ruhe zu gönnen, über seine Unbesonnenheit nachzudenken, und brach von nun an allen Umgang mit seinem zärtlichen Nefsen ab.

Es dauerte dies eine geraume Zeit. Endlich rückte der Neujahrstag heran und Willibald faßte den heldenmüthigen Entschluß, diese gute Gelegenheit zu benutzen, um seinen Oheim wieder auszuföhnen. Diesmal ging er aber nicht persönlich, sondern schickte die Dichtkunst ab, um für ihn zu werben. Er bestieg den Pegasus und machte einen Glückwunsch an seinen Oheim, zugleich aber auch ein paar Verse an seine Geliebte. Beide schrieb er sauber auf glänzenden Papier, schlug sie in zierliche himmelblaue Couverte und machte die Adresse darauf. Unglücklicher Weise verwechselte er in der Eile und Verwirrung die Briefe, bezeichnete den Wunsch für den Oheim mit dem Namen der Geliebten und umgekehrt. Mathilde, seine Braut, war daher nicht wenig erstaunt, als sie folgende Zeilen erhielt:

Nimm, theurer Onkel, heut' an diesem Tage  
Des Herzens reinsten Wunsch bin!  
Erlaube mir, daß ich gerührt Dir sage,  
Wie ich Dir dankbar treu ergeben bin.  
Erhört der Himmel meines Herzens Flehen,  
Werd' ich dies Fest, durch Deine Lieb' erfreut,  
Noch fünfzig Jahr so froh, wie heut,  
Und heiter Dich in Nestors Alter sehen.“

Willibalds Geliebte lachte über die Verwechslung, der Oheim aber verzog sein Gesicht in wunderſam grimmige Falten, als er nachstehende Reime las:

„Was man dem Liebchen wünschen kann,  
Das wünsch' ich Dir zum Jahresfeste!  
Nimm meinen frommen Wunsch, o Beste,  
Mit liebevollem Herzen an.  
Wenn ich ein Glück für Dich erbitte,  
Misch freilich Eigennutz sich ein:  
Das stille Glück, in kleiner Hütte  
Ewig mit Dir vereint zu seyn.  
Doch wünsch' Du mir auch dazugegen,  
Daß meinen alten Onkel heut'  
Freund Hain zur Ruhe möge legen,  
Denn nach gerade ist es Zeit.  
— Aus schönem Geiz nicht so zu quälen! —  
Bär's Sünde nicht, — ich will Dir's nicht verhehlen, —  
Schläg' ich recht gern, ganz Dein zu seyn,  
Dem alten Filz den Schädel ein.“

„Um Gotteswillen, Willibald, was hast Du gemacht?“ fragte Mathilde beim ersten Wiedersehen hastig ihren Geliebten, „Du hast die beiden Neujahrswünsche verwechselt. Nun gute Nacht Erbschaft, wenn Du Deine Herzensmeinung in meinem Wunsche ausgesprochen und dieser dem Onkel zugekommen ist.“ — Willibald wußte anfänglich nicht, was sein Bräutchen wollte, bis ihm endlich durch Vorzeigung des Neujahrswunsches, welchen seine Mathilde erhalten hatte, die Verwechslung klar wurde. „Da lies das Concept des Gedichts an meinen Onkel!“ sagte er zu seinem Mädchen, „nun ist alle Hoffnung verloren. Was ist zu machen?“

Die Liebenden berathschlagten nun, wie der Oheim wieder zu gewinnen wäre. „Ich weiß kein anderes Mittel,“ sagte endlich Wilibald, „als daß Du Dich dem alten Rauze vorstellst. Ich hege so große Hoffnungen von Deiner Liebenswürdigkeit, daß ich nur dann einen glücklichen Erfolg mir verspreche, wenn Du Deine Beredsamkeit an dem zähen Untel versuchst.“ — „Sehr schmeichhaft für mich, mein Lieber!“ erwiderte Mathilde; „allein ob Deine Beurtheilung richtig ist, wird die Zeit lehren. Ich will es jedoch einmal versuchen.“

Somit begab sich Mathilde zu dem Oheim. Man kann sich ihren Empfang denken, als sie sich als die Braut seines neujahrswünschenden Nessen vorstellte. Allein wen vermöchte nicht ein reizendes liebenswürdiges Mädchen zu besiegen? Wer könnte einem solchen etwas abschlagen? Die Lieblosungen, die süßen Worte aus den Rosenslippen der schönen Jungfrau besänftigten endlich auch den alten Murrkopf; er erinnerte sich seiner Jugend, er gestand sich selbst, daß eine so reizende Gestalt, gepaart mit so viel Unschuld und Naivität, seinen Nessen wohl fesseln und zu noch größeren Thorheiten, als solchen Versehen verleiten könnte. Um der schönen Fürsprecherin willen verzieh er dem Nessen den böshaftern Einsinn, machte es aber zur Bedingung, daß sie zur Strafe dafür ihn oft besuchen solle. „Das können Sie bequemer haben,“ sagte sie schmeichelnd; „räumen Sie dem Nessen eine Wohnung in Ihrem Hause ein und geben Sie ihm so viel, daß er mich heirathen kann, dann kann ich täglich um Sie seyn. Ich will Sie pflegen und hätscheln, als wenn Sie mein leiblicher Vater wären.“

Der Alte schüttelte Anfangs bedenklich den Kopf, allein Mathilde besuchte ihn jetzt öfters, machte seine schwache Seite ausfindig und bezauberte ihn zuletzt so, daß er nicht umhin konnte, auf ihre Wünsche einzugehen. So wurde diese unglückliche Verwechslung der Neujahrswünsche noch die Veranlassung, daß das liebende Paar vereinigt wurde.

#### Pariser Waschpulver.

Das Pariser Waschpulver, welches als Geheimmittel, um die Haut zart und schön zu erhalten, zu hohen Preisen verkauft wird, kann wie folgt bereitet werden. Man weicht eine beliebige Menge von seinen unreinen Beimischungen gesäuberten Reis in reinem Wasser ein, gießt das Wasser täglich ab und ersetzt es durch frisches, fährt mit diesem täglichen Ab- und Zugießen etwa 14 Tage fort, bis der Reis so weich wird, daß er sich zerdrücken läßt. Dann gießt man sämmtliches Wasser ab, begießt die auf dem Boden mußartig zusammengelagerte Masse aufs Neue mit reinem Wasser und rührt sie gehörig um, bis eine milchartige Flüssigkeit entsteht. Dieselbe wird durch ein Haarfieb oder durch ein weißes, nicht zu dichtes Tuch abgeseigt und zum Klären hingestellt, während man das feine vom Wasser befreite Mehl auf einem ausgespannten weißen Tuche trocknet. Vermischt man dieses getrocknete Reismehl mit einer geringen Menge gepulverter Soda, so besitzt man das Pariser Waschpulver, von Damen so hochgeschätzt. (Stamm, „die neuesten Erfindungen.“ 1857, S. 13.)

#### Wanderungen der Thiere.

Eine Menge merkwürdiger Erscheinungen tritt uns entgegen, wenn wir die Wanderungen der Thiere ins Auge fassen. Da ist z. B. die merkwürdige blutrothe Monas prodigiosa, ein kleines Geschöpf, welches eine traurige Rolle in der Geschichte des Aberglaubens spielt. Die Infusionsthier (wenn es ein solches ist?) zog sich im Jahre 1847 durch das nordwestliche Deutschland bis an den Rhein, überall wo es in der feuchten Luft der Keller ein passendes Klima fand, die Speisevorräthe, wie gekochte Kartoffeln, Schnittbohnen, Kalbfleisch u. s. w. mit einer dicklichen scharlachrothen Flüssigkeit überziehend. Damals hielt man es für einen Vorboten der Cholera. Im Jahre 332 v. Ch. Geburt aber erschien die Monas prodigiosa gleichzeitig mit der Pest in Rom und kostete 170 armen Matronen das Leben, welche man als Zauberinnen hingerichtete. Im Jahre 1510 erschien sie in Berlin besonders auf den Oblaten in den feuchten Gewölben der Sakristeien. Siebenzig unglückliche Juden erlitten dafür den Feuertod, weil sie die Hostien mit Christenblut vergiftet haben sollten!

Ganz eigenthümlich sind die Luftwanderungen der Spinnen auf den sogenannten Sommerfäden. Die Thiere entwickeln dabei einen Faden, ohne ihn vorher anzubestehen, den sie in der Luft fortflattern lassen, bis er stark genug ist, um auch sie mit fortzutragen. Dann verlassen sie das feste Land und laufen an ihrem luftigen Fadenstamm in die Höhe. Merkwürdig ist, daß die Spinne hierbei die Electricität als bewegende Kraft zu benutzen scheint. Man hat nämlich entdeckt, daß die Fäden negativ elektrisch sind und also von der Erde abgestoßen, dagegen von den höheren, positiv elektrischen

Luftschichten angezogen werden. Wie weit die Spinnen auf solche Weise zu wandern vermögen, zeigt die Beobachtung Darwins, der 60 Meilen weit vom Land Tausende von kleinen röhlichen Spinnen, jede auf ihrem Faden, auf seinem Schiffe ankommen sah.

Unter den nach physikalischen Bedingungen wandernden Insekten stoßen wir auf einige, welche in eigenthümlicher Verbindung mit Krankheiten zu stehen scheinen und deshalb eine Rolle spielen in der Geschichte der Epidemien, wie z. B. an den meisten Orten, wo die Cholera einzog, die plötzliche Erscheinung einer Anzahl kleiner Fliegen als Vorläufer dieser Krankheit betrachtet wurde. Ob hier wirklich eine Verbindung zwischen dem Insect und der Krankheit stattfindet, ist noch nicht ermittelt worden. Interessant ist in dieser Beziehung eine Beobachtung, welche der englische Reisende Cottrell in Sibirien machte. Die sogenannte sibirische Pest wurde früher in ihrem Zuge von Westen nach Osten bis Tomsk von den zahllosen, die Ernten verwüstenden Schaaren einer kleinen Heuschrecke begleitet. Seit 1833 aber haben diese Heuschrecken ihre Reiseroute geändert; sie ziehen jetzt von Süden aus längs der Flüsse nach Norden, und ganz denselben Weg nimmt seit 1833 die stets mit ihnen auftretende Rindviehpest.

#### Spätes Bekenntniß.

In Weymouth (England) starb neulich eine neunzigjährige Frau, und auf dem Todtenbette gestand sie unter unfäglichen Leiden, daß sie vor einem halben Jahrhundert etwa einen Mord in der Stadt begangen habe, dessen Thäter nie entdeckt worden wäre. Gestagte Leute, die sich jenes Ereignisses ganz wohl erinnern, erzählen darüber Folgendes. Ein Saal mit einer männlichen Leiche, deren Schädel eingeschlagen war, lag eines Morgens hart am Flußufer. Der Blutpur folgend, drang die Polizei in ein benachbartes, übel berüchtigtes Haus und verhaftete dessen Mietherin (die eben jetzt Verstorbene) und gleichzeitig in einem anderen Hause einen Pächter, Namens Hardy, der jenes Lokal mit dem Ermordeten am Abend zuvor besucht hatte. Beide wurden vor die Assisen gestellt und aus Mangel überführender Beweise freigesprochen. Fünfzig Jahre lang lebte die Mörderin noch in Weymouth, bis sie an der Schwelle des Todes folgendes Geständniß ablegte: sie und jener Hardy hätten den Mann erschlagen, die Leiche bis an den Fluß geschafft, dort aber, erschreckt durch irgend ein in der Nähe entstandenes Geräusch, fallen lassen. Hardy war darauf nach Hause gegangen und hatte nichts Eiligeres zu thun, als seine Küchenuhr um zwei Stunden zurück zu stellen. Dann legte er sich zu Bette und schellte seiner Magd, sie möchte doch nachsehen, wie viel Uhr es sei. Die Magd gab ihm die Stunde nach der Küchenuhr an, sie hatte keine Ahnung, daß ihr Herr erst nach Hause gekommen sei, und dem Umstande, daß sie beschwor, er sei um jene Stunde, als der Mord verübt wurde, zu Hause gewesen, hatten der Mörder und dessen Gehülfin das Leben zu danken. Die Mörderin erzählt, daß sie des Erschlagenen Uhr, Ring und Kette am Tage des Verhörs in ihren Haaren versteckt gehabt hatte, und alte Leute erinnern sich der eigenthümlichen Thatsache, daß Hardy's Pferd seit jener Nacht regelmäßig so scheu wurde, wenn es an dem Mörderhause vorbei sollte, daß er es um ein Gerinnes loszuschlug. Die Leiche war auf dem Rücken des Pferdes nach dem Flusse geschafft worden.

#### Die Malerrechnung.

Ein Reichsgraf, der früher eine musikalische Kapelle gehabt, hatte die Mitglieder derselben malen und in dem ehemaligen Concertsaal aufhängen lassen. Da die Bilder von der Zeit gelitten, so bekam ein Maler den Auftrag, sie zu restauriren. Als selbiger damit fertig war, empfing der Graf Folgendes: Rechnung für Ausbesserung der reichsgräflichen Kapelle. Dem Kapellmeister einen Zopf gemacht: 20 Gulden. Den Bratschisten hinter'm Rücken geleimt: 3 Gulden. Aus der B-Clarinetten eine Es-Clarinetten gemacht: 4 Gulden. Der ersten Sängerin ein Blatt in die Hand und dem Klarinettenisten eins auf den Schnabel gegeben: 5 Gulden.

#### Curiosum.

Ueberaus sinnreich ist die römische Kreuzziffer X, wenn man damit die Altersstufen des Menschen bezeichnet. Bis in's fünfte Jahr ist von Kreuz und Leid keine Spur. Raub aber ist dieses erreicht und wird dem Kinde das ABC-Büchlein in die Hand gespielt, zeigen sich auch schon die Oberhäutchen des Kreuzes in dem Zahlbuchstaben V. Im neunten Jahre, wo über des Knaben Zukunft die ersten Debatten vorfallen, tritt es schon unabweisbar auf, doch steht noch das Milderungs- und Schutzzeichen I (IX) davor, was vielleicht die zärtlich besorgte Mutter bedeutet. Allein dieß Alles ist spurlos verschwunden, wenn der Knabe im zehnten Jahre ins Gymnasium abreißt — das Kreuz ist fertig.

Im zwanzigsten gesellt sich ausgebildet das zweite Kreuz (XX) hinzu — die Liebe; im dreißigsten das dritte Kreuz (XXX), das liebe Hauskreuz.

Im vierzigsten das vierte (XXXX), das Kinder- und Amtskreuz. Im fünfzigsten Jahre endlich ist alle Spur davon verschwunden — die Leidenschaften schweigen — der Mann resignirt und meint, wie er im Zahlbuchstaben L so dasteht, kräftig und aufrecht, auf breiter Basis, nun sei's gewonnen; aber sieh da, im sechzigsten ist das Kreuz wieder vorhanden (LX), etwa eines geliebten Angehörigen Unfall oder Tod. — Beginn eigener Hinfälligkeit — Amtsunfall und dergleichen, und so geht es sich mehrend und steigend fort durch das siebzehnte, achtzigste (LXX. LXXX), bis im neunzigsten dem gebeugten Greise plötzlich wie durch ein Wunder die wahre Bedeutung des Kreuzes klar wird und er sich gläubig und hoffend an dasselbe anlehnt (XC) und zuletzt, im hundertsten, gänzlich vereinsamt (C) in sich zusammenbricht und umsinkt.

### Der blinde Greis an seine Tochter.

„Leg' mir die Hand' auf meine Augen, Kind!  
So — Wie das kühl! — Sie sind so lieb, so lind,  
Und jeden Pulsschlag spür' ich! Heißt das geh'n!  
Dagegen meiner — matt zum Stillesteh'n.  
Einmal, es ist schon völlig nicht mehr wahr, —  
Ich hatte da noch Augen hell und klar, —  
Da saß ich draußen unter einem Baum,  
Und blickte sinnend in den grünen Raum.  
Horch! plötzlich rauscht' es hinter mir, — im Nu  
Hielt mir's die Augen mit den Händen zu!  
Ich kannte wohl die Hand, so lieb und lind,  
Und blieb recht gern so lang als möglich blind.  
„Das Mädchen war's, das deine Mutter ward,  
Damals wie du so jung, wie du so zart;  
Den ersten Kuß trug mein Errathen mir,  
Und bald darauf war ich vereint mit ihr. —  
Wenn du nun manchmal deine Hände so  
Mir auflegst, macht es mich wehmüthig froh;  
Mir ist's, als fielen mir die Schuppen ab.  
Als sah' ich sie, die längst schon ruht im Grab.  
„Ja, malen könnt' ich Zug für Zug sie dann,  
Und eine süße Sehnsucht laßt mich an;  
Zu sitzen glaub' ich unter jenem Baum,  
Hinauszustarren in den grünen Raum:  
„Und kühl ich deine Hände, liebes Kind,  
So denk' ich mir, ich stelle mich nur blind.  
Und sie verhalte nur die Augen mir,  
Und bald darnach würd' ich vereint mit — ihr!“

### Goldföhrner.

\* \* \* Trag immer hohen Viedermuth  
In freier Brust, und freies Blut  
Laß in den treuen Aern fließen.  
Verachte Trug und Heuchelei;  
Bei deutscher Redlichkeit und Treu'  
Bewahre stets ein gut Gewissen.

\* \* \* Derjenige hat Alles, der sich um Nichts bekümmert, was ihn nicht angehet.

\* \* \* Zeit und Gelegenheit warten auf Niemand. Binde dich in Sachen der Klugheit nicht an allgemeine Regeln. Nur für die Moralität giebt es Gesetze, welche unter allen Umständen ohne Einschränkung befolgt werden müssen. Gewisse Menschen haben die Thorheit, zu verlangen, die Umstände bei einer Unternehmung sollten sich nach ihren Plänen richten, da doch ihr Interesse erfordert, daß sie ihre Pläne angemessen den Umständen entwerfen. Der kluge Mann denkt anders; er schickt sich in die Zeit, und mißt seine Schritte nach der Lage der Sache ab.

\* \* \* Es ist immer besser, wenn man gegen den Menschen, mit welchem keine Freundschaft möglich ist, Kaltfinn annimmt, als wenn man ihm geradezu offenbare Feindschaft erklärt; der kluge Mann macht einen ehrenvollen Rückzug.

### Caritätenkästlein.

†† Ein Buchbinder, welcher mehrere Gattungen gebundener Bücher verkaufte, ließ über seinen Laden folgende Aufschrift setzen: „Gebundene Buchhandlung.“

†† Beim Eintritt in die Gemäldegallerie zu Dresden hat Jedermann seinen Spazierstock gegen eine Marke abzugeben und beim Austritt mit einem Neugroschen auszulösen. Vergangene Woche besuchte ein Geizhals erster Sorte das Museum. Am Portal angekommen, denkt er mit Schrecken an den Tribut. Er trippelt umher, ei-

nen Groschen kann er unmöglich daran wagen. Da zieht er sich langsam in den Schatten der Säulen zurück, öffnet still die Weste und — er stößt den Stock hinab in das Beinkleid zur rechten Seite und wandelt hinein in das Heiligthum der Kunst. Zwar mit steifem Bein und die Treppe hinauf im DreiachtelTakt. Schadet aber nichts, er trägt alle Bescheidenheiten, kommt so wieder nach einer Stunde heraus und — hat sich einen Groschen erhalten.

†† In 3. war die Garnison zur Revue ausgerückt und deshalb ward die Wache von der Bürgergarde versehen. Zufällig reitet der Commandant vorbei. Der Posten präsentirt, ruft aber nicht: „Heraus!“ — Aergerlich fragt der Commandant, warum der Herausruf unterbleibe, allein der Posten antwortete gutmüthig: „Heeren Se, Excellenz, das nützt Se gar nicht! denn es is Keener nich drinne!“

†† Als auf der letzten Leipziger Michaelismesse unter den Schaubuden ein Affe auf dem Seile tanzte, erregte dies auch die Aufmerksamkeit eines Bayern. Voll Verwunderung schüttelte er den Kopf und sagte: „s ist merkwürdig, was der Deutsche nicht Alles für's Geld macht!“

†† Ein Mann, Namens Stier, der sich „concessionirter Laufkünstler“, nennt, fordert in einem Hamburger Blatte zu einem Wettrennen auf. — Wir glauben, daß sich in Hamburg Niemand findet, der Lust hat, es mit diesem Stier aufzunehmen, da sich dort bereits so Viele die Hörner an der Börse abgelaufen haben.

†† In München sieht man ein Schild, auf welchem die Inschrift: „Bürgerlicher Geflügelhändler“ steht, und dabei ein Spantel abgebildet.

†† Ein Bauer bezahlte an einen Advocaten eine Advolatenrechnung. Indem der Letztere die Summe mit den beiden Händen einstrich, bemerkte der Bauer noch eine dritte Hand, welche schrieb. Diese hinter einem Schirm hervorkommend, gehörte einem Abschreiber zu, den aber der Bauer nicht sehen konnte. Zu Hause angelangt, sagte er zu seiner Frau: „Mutter, daß die Advocaten so reich werden, wundert mich nun nicht mehr, denn heute habe ich gesehen, daß ein Advocat eine Hand mehr hat, wie andere Menschen. Die eine Hand schreibt, und die anderen beiden nehmen das Geld fürs Schreiben ein.“

†† In Harbte, einem Dorfe bei Helmstedt, berühmt durch die großartigen Gartenanlagen des Grafen von Belthheim, hat der Gastwirth Schnabel, bei dem man beiläufig sehr gut logirt, folgendes närrische Schild:

Im goldnen  
Bei Carl  
Ist's gut für'n } Schnabel.

### Stechpalmen.

← Zweckessens Zweck.  
Zweckessens rühmlicher Zweck, wie bist du so höflich zu preisen:  
Wenigen Groschen zu lieb wirft man es guldenweis hin.

← Theorie und Praxis.  
Feldherrn und Felden sind's auf dem Papier,  
Und ergriffen im Felde das Hofspanier.

### Rechnungsräthsel.

Ein Hund verfolgt einen Hasen. Ehe der Hund zu laufen anfängt, hat der Hase schon 50 Sprünge gemacht, und dies ist ihre anfängliche Entfernung. Wenn nun der Hase in eben der Zeit 6 Sprünge macht, in welcher der Hund 5 Sprünge thut, und 9 Hasensprünge, in Ansehung ihrer Größe, 7 Hundesprünge gleich gerechnet werden: Wie viele Sprünge wird der Hase noch machen können, ehe der Hund ihn einholt?

### Homonymie.

Mein Wort hier wächst in Wald und Flur,  
Und ist bestimmt für Thiere nur;  
Auch in den Kleidern trifft man's an,  
Bald dünn, bald stark, bei Frau und Mann;  
Doch darf es nicht gestressen werden,  
Denn kann ein Bod kein Schneider werden.  
Auflösung des Räthfels in No 103:  
Griesgram.

Von den Jahrgängen 1850, 1851, 1852, 1853, 1854, 1855, 1856 und 1857 des Unterhaltungs-Blattes, erlassen wir den broschirten Jahrgang zu dem billigen Preis von 1 fl. und von den gemeinnützigen Blättern zu 12 kr. Die Bestellungen auf diese älteren Jahrgänge wollen direct bei der Redaktion gemacht werden, worauf solche gegen Postnachnahme versendet werden.

Redigirt, gedruckt und verlegt von Wilh. Brandecker.